

Die Schuld des Gottlob Schleicher

Autor(en): **Lang, Robert Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHULD DES GOTTLOB SCHLEICHER

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

So kam der Frühling schon im Februar: die Sonne schien warm und freudig auf die kahlen Zweige. Die Finken schlugen verwundert im Geäst; der Himmel war von einem tückischen blassen Blau.

Hinter dem Dorf streckte sich eine breite, weiße Straße, an welcher Pappeln standen. Zwischen der fünften und sechsten Pappel lag das Haus. Es war so gewöhnlich, dass man seine bescheidene Hässlichkeit übersah und ihm eine Berechtigung in der Natur zuerkennen konnte wie jedem grauen Feldstein. Hinter dem Haus fing das Gewirr der Baumgärten an. Die Dächer lagen über den Kronen wie braunrote vielgestaltige Eier in einem Riesennest. Unter der obersten Fensterreihe des Hauses lief eine lange hölzerne Laube. Über dem Geländer war eine Schnur gespannt, daran flatterten rote und weiße Windeln. An einer der hölzernen Stützsäulen hing eine kleine Eisentafel, auf welcher die Rostflecken üppig wucherten, nur die Buchstaben der Aufschrift verschonend. Von der Straße aus war nichts zu lesen und es hatte auch keine Not, denn dass da oben der Schneidermeister Gottlob Schleicher seine Werkstatt hatte, das wusste ein jeder im Dorfe. Wenn man sich aber über das Geländer der Laube lehnte, las man mit Befriedigung, dass der Schneidermeister nicht ein gewöhnlicher Kleidungskünstler war, sondern ein „marchand-tailleur“. Über die Bedeutung dieses Ausdrucks war sich der Meister nicht im Klaren und dachte sich die Sache so, dass marchand wahrscheinlich Schneider und tailleur demzufolge Meister bedeute. Es war da vor einigen zehn Jahren ein fremder Geselle beim Maler Fischer untergekommen, der hatte ihm den Firmenschild gemalt und als er damit fertig war, zeigte das Schneiderlein einen hellen Stolz über seinen neuen Titel, getraute sich aber nicht aus der löblichen Furcht heraus, ungebildet zu erscheinen, nach dem Sinn zu fragen. Er ahnte wohl dessen Herkunft aus der französischen Sprache und grämte sich ein wenig, nicht

Schangi oder Schaggi zu heißen. Mit einem solchen feinen Namen wäre die Tafel sein ganzes Glück gewesen und seine biderbe deutschschweizerische Wesenheit hätte dann den höchsten Grad erreicht.

Er hatte ein schönes Geschäft, der marchand-tailleur Gottlob Schleicher. Er flickte zum mindesten sechs Paar Mannshosen und ein Paar Herrenhosen in der Woche. Auf diese letzte Arbeit bildete er sich etwas ein. Es ist nämlich ziemlich zweierlei, einen viereckigen Fleck Stoff auf ein Loch zu nähen ohne besondere Berücksichtigung des Grundgewebes, oder mit viel Sach- und Farbkenntnis den Fleck auf der Innenseite des Loches anzubringen und den Übergang in den Stoff der Hose so zu bewerkstelligen, dass man ihn gar nicht merkt; ebenso zweierlei wie das Bügeln einer Zwillichhose und eines Beinkleides aus englischem Hosenstoff.

Jetzt lehnte sich der kleine Mann mit dem großen Kopf über das Lauben-Geländer und sah mit dunkeln Augen, in denen eine piffige Wohligkeit blitzte, auf die Straße hinunter. Um ihn herum flatterten die Windeln seines Jüngsten. Es war zwischen zwölf und ein Uhr. Ein paar Arbeiter gingen geschäftigen Schrittes dem Dorfeingang zu. Mitten auf der Straße lag ein schwarzer Köter und sonnte sich. Der Schneidermeister sog die Frühlingsluft mit offenem Munde ein und pustete sie durch die zusammengekniffenen Nasenflügel wieder aus. Die Finken schlugen in den Bäumen und die Spatzen quietschten in den staubigen Pappeln. Der Schneidermeister Gottlob Schleicher freute sich an den Finken und an den Spatzen. Über ihm aber hatte der Himmel ein giftig blasses Blau. Schulbuben gingen vorbei. Der schwarze Köter schnupperte in die Luft, stand auf, streckte sich und trollte sich, bevor ihn der erste Stein erreichte, davon. Um die Ecke aber klang ein mehrstimmiger Spottruf: „Schneider meck meck! Schneider meck meck!“

Der Meister zog die Stirne kraus, ärgerlich ging er an die Arbeit. Mit lässiger Behendigkeit zog er seinen Rock aus und stand nachdenkend in seiner Werkstatt. Die dünnen Beine in zu kurzen hellen Hosen, den Oberkörper ohne Hosenträger in einem weichen grauen Kamisol, das bauschig über den Hosengurt herabfiel.

Das war des Meisters Werkstatt: Drei Meter im Geviert, von denen ein schön Stück abging, weil zwei Türen zu öffnen waren, eine auf die Laube und eine in die Küche. Die vier Wände strahlten im Glanz einer grün- und rotblumigen Tapete. An kloßigen Nägeln hingen des Schneiders Schnittmuster, Scheeren und Elle; bei der Küchentür über dem Kundensessel hing, am Ehrenplatz, die Photographie des Gemischten Chors. Durch das Fenster, das auf die Laube ging, fiel das Licht von rechts auf den mächtigen Arbeitstisch; dem Fenster gegenüber stand hart neben dem Tisch ein Schrank, dessen Türen beim Öffnen knapp an der Tischplatte vorbeirieben und neben dem Schrank glühte der kleine eiserne Ofen. Die Laubentür war verglast. So war in dem Stübchen eine nette Helligkeit; aber weil der Meister der frischen Luft alle möglichen Untugenden zuschrieb und die Fenster mit allen erdenklichen Listen zuzuhalten wusste, eine jämmerliche Atmungsgelegenheit.

„Die verdammten Buben!“

Mislaunig holte Gottlob Schleicher sein Kohlenbügeleisen vom Schrank herunter und füllte es mit Glut aus dem Ofen. Dann schwang er es auf der Laube einige zwanzig Mal hin und her, netzte bedächtig seinen Zeigefinger, fuhr vorsichtig über die Bügelfläche und brachte ein gutes Zischen zuwege. In seiner Werkstatt faltete er ein Paar Hosen umständlich auf den Tisch, legte ein schwarzes Schutztuch darüber und bügelte mit viel Anstrengung und genug Wasser vier vorzügliche Bügelfalten.

Bei seiner Arbeit war Gottlob Schleicher mit seinen Gedanken allein.

„Die verdammten Buben! Seinerzeit . . .“

Da ging ihm ein Begegnis durch den Sinn, das er gerne vergessen hätte und das ihm doch immer wieder aufkam:

Die Bäume blühten. Hinter dem „Mohren“ stand eine Kutsche. Der Gaul scharrte ungeduldig. Auf dem Bremsbacken lag ein glimmender Zigarrenstummel. Weiß der Teufel was den Schlingel, den Gottlob Schleicher, ankam. Auf einmal stak der Stummel zwischen Lederzeug und Pferdefell. Der Bub aber stand hinter Brunnenstock und wartete und sah zu, wie der Gaul Reißaus nahm und Leute aus dem „Mohren“ stürzten, dem herrenlosen Gefährt nach. Der Gottlob Schleicher ist nie mit dem Gesetz

und seinen Vertretern in Konflikt gekommen, aber seit jenem Jugendstreich hat er ein verdammt empfindliches Gewissen und die Sache will sich ihm nicht verjähren. Schließlich hatte ja niemand etwas gesehen als seine Frau, die damals ein kleines Mägdlein war und die er — ein klein wenig auch — wegen ihres Mitwissens geehlicht hatte. So kam vielleicht die Hälfte der Schuld auf sie.

Das Mägdlein war ein Jüngerlein geworden. Schmal und bleich mit großen dunklen Augen, in denen immer die Frage zu stehen schien: warum schaust du mich an? Wenn sie angezogen war, legte sie ihr Umtuch ins Dreieck, schlug's um die Schultern, band zwei Zipfel davon kreuzweis um die Brust und im Rücken zusammen und ließ den dritten unter ihrem schwarzen Haar wie ein braunrotes Wimpelchen flattern, wenn sie mit raschen Schritten durch die Straßen ging. Das war die Frau Schleicher und war früher die Jungfer Steiner gewesen und noch früher das Steiner Miggeli. Aber das Umtuch war immer dasselbe. Vor Jahren einmal war sie an einem schönen Sonntag nachmittag durch die Wiesen gegangen und der Schneider hatte sich zu ihr gesellt. Sie sah ihn gern, weil er ihr Schulkamerad gewesen. Dass sie seine Frau werden würde, daran dachte sie nie. Sie ließ ihre Träume nicht so hoch fliegen. Darauf dass einmal ein scheu gewordenes Pferd durch die Straßen gerast und der Gottlobli hinter dem Brunnenstock gestanden, hatte sie vergessen, und dachte jetzt, wo der junge Schneider neben ihr durch die Wiesen ging, erst recht nicht daran.

„Weißt du noch Miggeli?“

„Was denn?“

„Hedann, weißt beim Mohren?“

„Nichts weiß ich!“

„Der Wagen mit dem Gaul?“

„Was für ein Wagen?“

„Weißt doch, der wo wild geworden ist!“

Miggeli Steiner sah Gottlob Schleicher mit sonderbaren Augen an. Was der für wunderliche Sachen berichtete.

„Da bin ich schuld daran.“

Die Augen der Jungfer nahmen einen immer verwunderteren Ausdruck an und wurden so groß wie der Schneider sie noch nicht gesehen.

Oh lätz, dachte er traurig, jetzt ist's aus. Und er wusste nicht, ob er da noch berichten solle, dann nahm er sich ein Herz:

„Aber weißt Miggeli, das hab ich auch nie mehr getan, meiner Seel nicht!“

Das Miggeli war dran ihm zu sagen, dass ihm das doch gleich sein könne, und was er denn etwa wolle mit seinem Gered.

„Weißt, aber ich weiß nicht, was ich denkt hab selbiges Mal. Auf einmal hab ich dem Gaul die zündige Zigare zwischen das Lederzeug und das Fell gesteckt, da ist er davon!“

Das Mädchen sah auf den Boden und wusste nicht, ob der Gottlob am heiterhellen Tag schon besoffen oder sonst über sei.

„Magst du mich jetzt gleich noch? fragte der nach einer Weile?“

Da stieg der Jungfer ein roter Schein ins Gesicht und sie ließ die Augen nicht mehr vom Boden los.

„Jetzt wirst mich denk nimmer mögen?“ fragte der Gottlob weiter.

Da fing das Miggeli ein Lächeln an, dass die Vögel in den Bäumen darob zu staunen schienen.

„Ja wenn dir so viel daran gelegen ist, mögen tu ich dich schon.“

„Gleich, auch wegen dem Gaul?“

Darauf hat sich der Schneidermeister Gottlob Schleicher nicht länger besonnen und hat das Miggeli Steiner zur Frau genommen, und ist trotz der Gaulgeschichte nicht übel dabei gefahren.

Aber verrechnet hat er sich dabei doch. Die Angst vor der Polizei und vor allen uniformierten Beamten ist er nicht los geworden — — —

Jetzt wo er auf seinem Tisch saß und sinnierend auf seinen Fingerhut guckte, war es ihm genau, als höre er die Stimme eines Wächters der Ordnung. Da kam sein Gesicht in ein sonderliches Aussehen. Eine herrische Angst hockte sich in Mund und Augenwinkel und versteinerte seine Züge. Das gab ihm einen entschlossenen Ausdruck, den ihm niemand kannte. Er lauschte hinaus. Da verklang die Stimme wieder. Mit einem scheuen Seufzer zog er eine Armlänge Zwirn von der Spule, fädelt ein und nähte Stich an Stich.

Schon in der Schule hatte ihm diese Furcht im Nacken gesessen. So war er immer für sich allein geblieben, weil er sich

vor neuen Bubenstreichen fürchtete. Vor den Lehrern zitterte er, weil sie für ihn Staatsgewalt waren. Und die Lehrer brauchen keine Psychologen zu sein, die waren bald fertig mit ihm. Duckmäuser war die Qualifikation, die ihm sein Wesen eintrug. Er hat den rechten Namen, glossierte der Oberlehrer dazu. Und es war schließlich niemand Schuld daran, als er — Gottlob Schleicher — selbst, wenn er sich immer mehr weg und herumschleichen musste wie ein Aussätziger und nur lustig sein konnte, wenn nicht ein Schulerbub oder ein Gaul seinen Weg kreuzte.

Beim Kaffeetrinken meldete ihm das Miggeli, die Frau Studer habe ihre Steuern scheinets noch nicht bezahlt. Der Steuerzettel stecke noch in der Türspalte und es sei jetzt doch schon zwei Tage her, seit man sie vertragen habe.

Gottlob Schleicher war schlechter Laune. Seine Gedanken hatten ihn gegen die Menschen erbittert. Das sei immer so, meinte er, denen, die etwas zum Versteuern hätten, denen lasse man Zeit bis zum ewigen Feiertag, und den armen Keiben, wenn die nicht fast auf die Kanzlei sprängen, bevor der Zettel komme, denen werde gepfändet.

„Es muss dich dann nicht wunder nehmen, wenn ich an einem schönen Tag Sozi werde!“

Frau Miggeli machte ihre großen Frageaugen; als ob sie friere, kreuzte sie sich zusammenkauernd die Arme. Die drei schwarzhaarigen Mädlein sahen den Vater verwirrt an und nur im Zimmerwagen krächte das Jüngste unentwegt weiter.

„Wenn ich das Geld hätte, wo die Studerin hat, die Alte, dann könnte mir meinetwegen alles andere gestohlen werden!“

„Das Zilli hat gesagt,“ plauderte die Grete, die Älteste, „sie habe gar nicht so viel!“

„Halts Maul, das weiß denk ich besser!“

„Aber Vater — Frau Miggeli hielt etwas auf gute Erziehung und hörte nicht gern wenn Gottlob grob kam, weil das leicht abfärbe — das kann doch das Zilli ganz gut wissen, die geht doch bei der Frau Studer auf die Stör!“

„Ich weiß, was ich weiß!“ beharrte der Schneider.

Dann saß er wieder auf seinem Tisch und nähte Stich an Stich. Unter dem Fenster aber saßen die drei schwarzhaarigen

Mägdlein und erzählten sich Geschichten von der reichen Frau Studer und den fürchtigen Sozi.

Eine Woche später stand Gottlob Schleicher mit dem leeren schwarzen Tuch, in dem er die Kleidungsstücke seiner Kunden ablieferte, unter seiner Wohnungstür. Drei Stockwerke unter ihm ging jemand durch den Hausgang. Es war der Polizeiwachtmeister Brunner. Ein böser Schreck fuhr dem Schneidermeister in die Kehle. Er räusperte sich dreimal kläglich, dann blieb er wie gebannt stehen und wartete. Zwei Stockwerke unter ihm bei der Frau Studer läutete man; läutete zum zweiten und drittenmal. Dann stieg der Wachtmeister weiter.

„Jetzt wird er drunten läuten“ dachte Schleicher.

Der Wachtmeister stieg weiter und stand vor dem „marchand-tailleur“.

„Seit wann ist die Frau fort?“ brummte er das Männchen an. Gottlob Schleicher knickte zusammen.

„Seit Samstag, das heißt seit Freitag oder auch Donnerstag.“

„Hm“ schnautzte der Wachtmeister und es gelang ihm sein vom Steigen glänzend erhitztes Gesicht in dunkle Amtsfalten zu legen, „hm, also fast eine ganze Woche. Eine alleinstehende Frau! Da kann was passiert sein. Muss von Gesetzeswegen nachsehen lassen. Hm“. Dann warf er einen musternden Blick auf den Schneider und ging.

Der Schneider saß auf seinem Tisch und sah durchs Fenster. Der Regen fiel in Fäden auf die braunen Bäume und zerstäubte auf dem nassen Laubenboden. Fingerhut und Scheere, Nadel und Zwirn lagen zwischen den Knien des Meisters. Der dachte und dachte und die Angst, die herrische, die ihm in Augen und Mundwinkeln hockte, wuchs und wuchs und würgte ihn und geisselte ihn mit hundert Schauern am ganzen Leib.

Jetzt kam das Gericht. Oh sie konnten ihm nichts anhaben. Er war doch der ehrbare Schneidermeister Schleicher. Ha! Aber der Duckmäuser war er auch, und der, welcher den rechten Namen trug. Einen Gaul hatte er schein gemacht aus Jux! Aber sonst konnten sie ihm nichts vorwerfen. Beweisen wollte er ihnen das, beweisen. Was beweisen? Dass er mit der alleinstehenden Frau als der einzige im Hause verkehrt hatte, dass er in ihrer

Wohnung gewesen war, wo doch sonst niemand Zutritt hatte, dass er Gold gesehen hatte auf dem Tisch der alten reichen Geizhalsin, dass *er* das alles erlebt, er der arme Flickschneider Schleicher. Was sollte das beweisen? Nichts bewies das, und der „marchand-tailleur“ saß im Zuchthaus, weil er eine Frau umgebracht und beiseite geschafft haben sollte, und konnte nachdenken über seine Schuld. Da half ihm kein Miggeli darüber hinweg. Er hörte die Buben fötzeln und die Gäule wiehern. Beweisen, ja beweisen! Seine arme Frau aber, und seine drei Kinder, seine vier Kinder, was sollten die beweisen? Dass er ein braver Mann und ein guter Vater war. Was bewies das? Er war ja ein Duckmäuser, er trug ja den rechten Namen. Sein Vater würde sich im Grabe umdrehen und sein Großvater und sein Urgroßvater, und sie würden ihm erscheinen in den langen Kerkernächten und würden auf ihn zeigen: Seht da, der von unserm Blut, der da, dem der Schneidermeister nicht mehr genug war, der sich von einem hergelaufenen fremden Malergesellen einen fremden Titel aufschwätzen ließ! Seht ihr ihn da, so weit ist es mit ihm gekommen! Und er, was konnte er dagegen vorbringen? Dass er keinen Unterschied mache zwischen arm und reich. Bah, das würde ihm keiner glauben, das glaubte er ja selber nicht. Er flickte doch auch die Mannshosen anders als die Herrenhosen. Er, der Gottlob Schleicher mit den aufrührerischen Gedanken! Hatte er nicht schon oft gedacht und gesagt, Sozi wolle er werden! Beweisen? Er konnte nichts beweisen.

Der Schweiß ging ihm über die Wangen und seine Hände zitterten. Aber so schnell verloren geben wollte er sich nicht. Wehren wollte er sich. So schnell sollten sie ihm's nicht anmerken, dass es nichts zu beweisen gab. Lachen wollte er. Lachen! So . . . ganz gut ging's! Weh tat's! Aber es ging! So. Und laut reden. Allerhand Zeug! Auch von der Frau Studer. Ja, nur nicht merken lassen wie wehrlos er war. Und singen auch! Warum sollte er nicht singen? Er hatte doch früher auch gesungen. In der Schule und die paar Wochen um seine Hochzeit herum im gemischten Chor. Was wollte er denn jetzt singen? Ein lustiges Lied, ein ganz lustiges, dass sie nichts merkten, gar nichts. Aber was für eins. Es fiel ihm kein Lied ein. Das war

sonderbar. Vorher hatte er doch auch lustige Lieder gewusst. So sang er halt ein ernstes. Was sollte er da singen? Ein vaterländisches Lied. Und er sang: „Bei Sempach der kleinen Stadt . . . und sang weiter und es kümmerte ihn nicht, dass er mit der zweiten Strophe anhub, und allerlei Flickwerk aus den übrigen Strophen herbei holte; er sang: „Wir singen heut ein heilig Lied . . .“ laut und keck zuerst, dann nachdenklich und zart und schrecklich traurig zuletzt.

Seine Frau, das Miggeli, war unter die Türe getreten und stierte ihn mit großen Augen an. Die drei Ältesten drückten sich in die Rockfalten der Mutter und kicherten und das Jüngste lag im Zimmerwagen und krächte. Er, Gottlob Schleicher, sah nichts, hörte nichts und sang: „erhaltet mir Weib und Kind . . .“ und zuletzt flüsterte er nur noch und es war kein Ton höher als der andere, keiner länger als der andere „die eurer Hut empfohlen sind . . .“ Frau Schleicher fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und ging auf ihren Mann zu:

„Gottlob,“ sagte sie zärtlich, „bist du krank?“

Der Schneidermeister Schleicher sah auf seine Frau und sah auf seine Kinder und murmelte: „in kurzem bringt euch blutig rot . . .“ — „Gottlob, Gottlob ist dir nicht wohl?“

Da besann sich Gottlob Schleicher auf seinen Gesang und warum er singen wollte. Nein, auch sie sollten nichts merken, auch sie nicht, und laut und keck wiederholte er: „in kurzem bringt euch blutig rot . . .“

Da warf das Schluchzen Frau Miggeli auf einen Stuhl und die drei Mägdlein mit den schwarzen Haaren legten sich um sie und fingen zu weinen an. Draußen fiel der Regen in grauen Fäden in die braunen Äste. Ein Bächlein ging von der Laubentür bis zum Tisch, auf dem Gottlob Schleicher saß, mit Augen, in denen wie ein schwarzes Feuer die Angst wuchs, und sang: „ein Eidgenoss das Morgenbrot . . .“ Jetzt fasste Frau Miggeli ihren Mann mit zitternden Händen an, und lehnte ihren Kopf an den seinen.

„Gottlob, du sollst so nicht tun! Ich hab Angst und die Kleinen haben Angst und wir wissen nicht, warum du so bist. Gottlob gelt!“

Da erwachte der Schneider aus seiner Verlassenheit und legte einen Arm um seine Frau und sah auf seine drei Mägdlein und schwieg.

Draußen fiel der Regen. Von der Laubentür her rann ein Bächlein zum Tisch des Meisters. Niemand sah das Rinnsal, als die kleine Line, die sich mit ihren Füßen darin zu spielen machte und nasse Spuren durch das ganze Stübchen verschleppte. Da kam in Frau Miggeli wieder die Erziehungspflicht oben auf. Mit einem energischen Ruck stellte sie ihre zweitälteste vor die Türe. Der böse Zauber war gebrochen. Das Geschrei der Line und das Kreischen des Jüngsten läuteten den Alltagszustand wieder ein. Der Schneidermeister Gottlob Schleicher fuhr sich mit einer scheuen Bewegung über Stirn und Hinterkopf: dann zog er eine Armlänge Zwirn von der Spule und nähte Stich neben Stich.

Am Nachmittag grüßte er im Hauptgang die Frau Studer mit einem verlegenen Seitenblick. Am Abend aber trank er im „Mohren“ am Tisch des Polizeiwachtmeisters Brunner einen Halben Letztjährigen und es machte ihm keine Gedanken, dass ihn der Gestrenge forschend musterte, als er nachfüllen ließ.



FRÜHE, ZWISCHEN NACHT UND TAG ...

Frühe, zwischen Nacht und Tag
Hört' ich eine Amsel singen.
Was kann wohl das Jauchzen bringen?
Ob der Frühling kommen mag?
Alle Hügel waren grau,
Nur ein matter gelber Schimmer
Glitt vom Hügelrand durchs Zimmer
Und hielt eine erste Schau.
Und auf allen Wegen lag
Jauchzend eines Liedes Klingen. —
Eine Amsel hört' ich singen
Frühe, zwischen Nacht und Tag.

R. J. LANG

